Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh 9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 3. **Sonnabend** den 2. Januar 1892. **86. Jahrgang**

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Sonntag, den 3. Januar 1892, Vormittags nur bis 9 Uhr

geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Leipzig, 2. Januar.

* Eine der „Politischen Correspondenz" aus Berlin zugehende Mittheilung bezeichnet jene Darstellungen französischer Blätter, welchen zufolge Prinz Albrecht von Preußen anläßlich seines jüngst auf der Rückreise aus Lissabon erfolgten Besuches beim spanischen Hofe mit der Aufgabe betraut gewesen wäre, Spanien für den Anschluß an den Dreibund, sowie an den mitteleuropäischen Zollverband zu gewinnen, als völlig aus der Luft gegriffen. Es müsse Jedem, dem das Vorgehen bei internationalen Actionen der bezeichneten Art nicht unbekannt ist, einleuchten, daß die deutsche Reichsregierung, falls sie die ihr zugeschriebene Absicht thatsächlich ins Auge gefaßt hätte, die Durchführung derselben ihrer ständigen diplomatischen Vertretung in Madrid zugewiesen haben würde. Es lasse sich übrigens ausdrücklich versichern, daß Prinz Albrecht, der sich bekanntlich als Vertreter des Kaisers Wilhelm II. zu dem Leichenbegängnisse des Kaisers Dom Pedro II. nach Lissabon begeben hatte und bei der Rückreise sich als Gast des spanischen Hofes in Madrid aufhielt, schlechterdings keinerlei politische Mission daselbst zu erfüllen hatte.

* Aus Ratzeburg wird vom 31. December geschrieben: Wie schon angekündigt, hat Fürst Bismarck einer Sitzung des Kreistages hier beigewohnt. Nachdem der Vorsitzende dem Fürsten die Kreistagsabgeordneten vorgestellt hatte, hielt der Fürst folgende Ansprache: „Zwanzig Jahre habe ich in ihrer Mitte geweilt, ohne daß es mir möglich gewesen ist, meinen Pflichten und Rechten als Lauenburger zu leben. Nachdem ich jedoch von meinen anderen Geschäften entbunden worden bin, ist es mir eine Genugthuung und Freude, an Ihren Berathungen Theil zu nehmen. Ich bitte Sie, mich in diesem Kreise als einen der Ihren zu betrachten und mir mit Vertrauen entgegenzukommen." Der Landrath dankte für das Interesse, welches der Fürst vielfach dem lauenburgischen Angelegenheiten entgegengebracht habe. Fürst Bismarck dankte in längerer Rede: Er wies darauf hin, wie er mit dem Herzogthum Lauenburg zuerst als preußischer Minister in Berührung getreten sei. Seine durch die Verhältnisse gebotenen Eingriffe in alte Gewohnheiten und Interessen habe man vielleicht nicht immer angenehm empfunden. Sie seien aber zum Wohle des Landes geschehen. Landwirthschaft und Handwerk habe stets seine Fürsorge empfunden. Heute trete er als gleichberechtigter Mitarbeiter für das Wohl des Kreises in die Versammlung. Als solcher bitte er von der Vergangenheit abzusehen und ihm das Vertrauen entgegen zu bringen, das man jedem guten Nachbar, der die gleichen Interessen habe, entgegen trüge, auch wenn er nicht Minister gewesen sei. Der Fürst griff während der Sitzung mehrere Male in die Debatte ein. Er sah äußerst wohl und frisch aus. Nach der Sitzung fand ein Mahl im Rathskeller statt. Erblandmarschall v. Bülow brachte ein Hoch auf den Fürsten aus. Der Fürst erwiderte darauf: „Es sind etwas mehr als 25 Jahre, als ich mit Sr. Majestät, dem hochseligen König Wilhelm I., in diesem selben Saale zusammen war. Seit jener Zeit hat sich Vieles geändert, Manches nicht in erwünschter Weise, aber das Meiste doch zum Guten. Wenn der lauenburgische Bauernstand die Verhältnisse von damals mit denen von jetzt vergleicht, so muß er, wenn er unparteiisch urtheilen will, Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. von Herzen dankbar sein. Ich bin dann mehrere Jahre lauenburgischer Minister gewesen. In meinen schlaflosen Nächten frage ich mich oft, ob ich das Amt, das ich zu meinen anderen Aemtern übernahm, weil keine andere geeignete Kraft da war, auch immer zu Gunsten Lauenburgs verwaltet habe. Ich bitte Sie, mir mit Vertrauen entgegen zu kommen. Ich habe gedacht, daß ich nur im Sommer bei Ihnen in meinem Friedrichsruh weilen würde. Die Verhältnisse haben es anders mit sich gebracht. Ich bin jetzt bei Ihnen glebae adscriptus. Heute habe ich hier zum ersten Male so zu sagen Besitz ergriffen, indem ich von meinem Rechte als lauenburgischer Großgrundbesitzer Gebrauch gemacht habe. Ich freue mich der Einigkeit, von der ich heute bei Ihren Verhandlungen Zeuge gewesen bin. Das möge so bleiben zum Wohl des Kreises. Das uralte Herzogthum Lauenburg möge blühen und gedeihen! Das Herzogthum Sachsen-Lauenburg lebe hoch!"

* Das alte Jahr hat an einem seiner letzten Tage eines der angesehensten und beliebtesten Mitglieder des diplomatischen Corps in Berlin, den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Portugals, Marquis de Penafiel, aus dem Leben scheiden sehen. Seit länger als einem Jahrzehnt am Berliner Hofe accreditirt und mit den dortigen Gesellschaftskreisen auf das Engste verbunden, erfreute sich der Dahingeschiedene in ungewöhnlichem Maße der Achtung und Verehrung aller Näherstehenden und wußte sich die Herzen derselben durch die Urbanität seines Wesens und die Milde und Freundlichkeit seiner Umgangsformen zu gewinnen. Mit großer Vorliebe geselligen Verkehr pflegend und an den Veranstaltungen desselben Freude findend, öffnete Marquis de Penafiel mit seltener Gastfreiheit seinen zahlreichen Freunden und Verehrern sein Haus. Dasselbe war, mit Ausnahme der Sommermonate, allsonntäglich der Vereinigungspunct der diplomatischen und der Hofgesellschaft, und bot namentlich den jüngeren Mitgliedern der fremden Missionen willkommene Gelegenheit, miteinander näher bekannt zu werden. Die Liebenswürdigkeit, mit welcher der Heimgegangene, unterstützt von seiner Familie, dabei seinen Gästen die Honneurs machte, war allgemein anerkannt. Schmerzlich wird die Lücke, die der Tod des allbeliebten und verehrten Diplomaten, der sich stets der auszeichnendsten Huld des Herrscherhauses zu erfreuen hatte, in den ihm persönlich näher stehenden Kreisen empfunden werden, welche noch bis vor wenigen Tagen auf die glückliche Ueberwindung der Krankheit und die Erhaltung des Lebens sicher gehofft hatten. Der Verewigte hat ein Alter von 71 Jahren erreicht.

* Der „Kreuzzeitung" zufolge beabsichtigt die preußische Regierung für Kirchenbauten eine gemeinsame obere Behörde zu bilden, um so die Vorarbeiten zu centralisiren und Zeitverlusten vorzubeugen. Die Unterhandlungen über diese Frage sind schon seit längerer Zeit unter den betheiligten Ressorts im Gange.

* Eine recht interessante Illustration des dermaligen Verhaltens der freisinnigen Partei gegenüber der Regierung liefert ein Vorgang in der letzten Sitzung der Berliner Stadtverordneten-Versammlung. Herr Langerhans stellte in derselben den dringlichen Antrag, an den Reichstag eine Petition zu richten, daß die in Straßen Berlins aufgestellten Militairwachposten eine andere Instruction bezüglich des Gebrauchs der Schußwaffe erhalten. Wie bekannt, hat in einer Nacht während der Feiertage ein Militairposten in einer der belebteren Straßen Berlins um eines sehr geringfügigen Grundes willen von seinem Gewehr Gebrauch gemacht. Ist dies auch glücklicherweise ohne Erfolg geschehen, so ist doch in der ganzen Berliner Bevölkerung die Aufregung natürlich nicht gering über die bloße Möglichkeit, daß in solcher Weise jeder Zeit in den Straßen der Hauptstadt das Leben ganz Unschuldiger der schwersten Gefahr ausgesetzt ist. Die Sache, welche übrigens nicht ausschließlich Berlin, sondern alle Garnisonstädte berührt, ist sicherlich wichtig genug, um im Reichstage zur Sprache gebracht zu werden, falls nicht etwa eine entsprechende Aenderung der fraglichen Instruction schon vorher aus eigener Initiative der zuständigen Behörden in Angriff genommen wird. Die Competenz des Reichstages, an den Anordnungen auf dem Gebiete des Militairwesens, einerlei, ob sie auf Grund gesetzlicher Bestimmung oder lediglich aus dem Ermessen der Verwaltung getroffen werden, Kritik zu üben, kann nicht in Abrede gestellt werden, und zweifellos werden sehr viele Leute geneigt sein, die in Rede stehende Anregung des Herrn Langerhans für verdienstlicher zu halten, als manche der von freisinniger Seite im Reichstage so oft heraufbeschworenen Debatten über Soldatenmißhandlung. Aber siehe da, kein Geringerer als Herr Virchow hatte gegen die Absendung der Petition seines Fractionscollegen Langerhans an den Reichstag die schwersten Bedenken. Er rieth vielmehr, sich direct an den Reichskanzler zu wenden, weil er „den Vorwurf abgewendet wissen möchte, als hätte die Versammlung nicht Alles gethan, um die Angelegenheit möglichst in Gutem zu ordnen". Wie würde man ehedem in der freisinnigen Presse über „unmännliche Vertrauensseligkeit" gespottet haben, wenn etwa von nationalliberaler Seite ein derartiger Rath zur Vermeidung der parlamentarischen Erörterung von Militairfragen gegeben wäre! Heute ist das anders: die ganz überwiegend freisinnige Versammlung folgte dem Virchow'schen Rathe und wandte sich vertrauensvoll an den Reichskanzler, statt an den Reichstag.

* Daß ein preußischer activer Officier, noch dazu ein Secondelieutenant, Mitglied einer parlamentarischen Körperschaft, und zwar einer nichtpreußischen wird, ist gewiß noch nicht dagewesen. Ein Lieutenant des Leib-Garde-Husaren-Regiments, Josef Graf v. Montgelas, hat vor einigen Tagen die Berechtigung erlangt, einen Sitz in der bayerischen Kammer der Reichsräthe einnehmen zu können. Ihm steht die erbliche Mitgliedschaft in der bayerischen ersten Kammer zu, und da er soeben das 21. Lebensjahr zurückgelegt und damit das Alter erreicht hat, welches zum Eintritt in die Kammer der Reichsräthe erforderlich ist, so ist seiner Einführung nichts im Wege, zumal da die bayerische Gesetzgebung eine Bestimmung, daß die Mitglieder des Reichsraths ihren ständigen Wohnsitz in Bayern haben müssen, nicht kennt. Nach der bayerischen Verfassung erhalten die Reichsräthe, wenn sie großjährig geworden, zunächst übrigens nur den „Zutritt" in die erste Kammer, eine „entscheidende Stimme" kommt ihnen erst „mit dem 25. Lebensjahre" zu, nur die Prinzen des königlichen Hauses, welche mit Vollendung des 18. Lebensjahres großjährig werden, haben die entscheidende Stimme schon mit dem 21. Lebensjahre.

* Für die Freiheit des Religionsunterrichts citirt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" im Zusammenhang mit den auf der Tagesordnung stehenden Volksschulfragen ein Erkenntniß des Oberverwaltungsgerichts, welches in dem Satze gipfelt: „Ein Unterricht in der Religion ist ein begriffsmäßig unerläßlicher und deshalb selbstverständlicher Bestandtheil der gemeinsamen Religionsübung, und insoweit er dies ist, bildet seine Regelung nicht einen Theil der staatlichen Ordnung des Unterrichtswesens, sondern in den Beziehungen des Staates zu den religiösen Ueberzeugungen seiner Unterthanen einen Theil der inneren Ordnung der Kirchen oder sonstigen Religionsgesellschaften. Als Bestandtheil der Religionsübung unterliegt der Religionsunterricht nicht dem Art. 20—22 der Verfassung und der nach Art. 112 daselbst aufrechterhaltenen Cabinetsordre von 1831, sondern lediglich der Vorschrift des Art. 12 der Verfassung, der „die Freiheit des religiösen Bekenntnisses", die Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung gewährleistet."

* Die „Hamburger Nachrichten" führen in einem Neujahrsartikel in Betreff der inneren deutschen Politik Folgendes aus:

Mit Beunruhigung erfüllt und die Thatsache, daß die neue Richtung, welche die Politik eingeschlagen hat, in so hohem Maße den Beifall derjenigen Elemente hat, welche früher die heftigsten Gegner des Reiches waren: Ultramontane, Welfen, Polen und Socialdemokraten. Wir täuschen uns nicht über die wahre Beschaffenheit der Gründe des Entgegenkommens und der Zustimmung von dieser Seite, fürchten aber die unerbittliche Logik der Thatsachen, welche darin bestehen könnte, daß die Regierung, wenn sie eines Tages die Fessel dieser verdächtigen Gefolgschaft abstreifen möchte, es nicht kann ohne schweren Conflict. Die Vorgänge in Polen führen eine beredte Sprache und bei den Verhandlungen über das neue Volksschulgesetz im preußischen Abgeordnetenhause dürfte es sich zeigen, daß die Unterstützung des Centrums und seiner Anhänger nur dann ohne Gefahr acceptirt werden kann, wenn die Regierung stark genug ist, unter allen Umständen Herr der Situation zu bleiben. Das Bedenkliche, daß durch die vorjährige Sperrgeldervorlage gegeben ist, wirkt nicht sehr beruhigend. Wie wenig sonst die innere Lage als eine sichere und gefestigte gilt, davon mag ein Blatt Zeugniß ablegen, das nicht in dem Rufe steht, den alten Kurs zu begünstigen. Die „Westfälische Zeitung" schreibt über das abgelaufene Jahr: „Trug die auswärtige Lage das Merkmal der Unsicherheit und Unklarheit, so ist es auch in der inneren Politik in Deutschland noch nicht vollständig zur Klarheit gekommen. Man redet von „altem Kurs" und von „neuem Kurs", aber man weiß nicht sicher, welchen Kurs wir überhaupt haben, und ob nicht heute rechts und morgen links laviert wird."

Und in Bezug auf die auswärtige Politik sagt das genannte Blatt in demselben Artikel:

Wenn wir trotz der ungünstigen Wendungen im Jahre 1891 heute nicht ohne Hoffnung in die Zukunft blicken, so geschieht es vor Allem, weil wir den Mann noch am Leben und voller körperlicher wie geistiger Frische unter uns wissen, der das Deutsche Reich nicht nur geschaffen, sondern der es auch verstanden hat, dieses Reich durch Jahrzehnte inmitten aller Feinde in Macht und Wohlstand zu erhalten. Wenn ein Blatt wie die „Nat.-Ztg." findet, daß das Jahr 1891 politisch in seinem Verlaufe durchweg durch die Nachwirkungen des Rücktritts des Fürsten Bismarck

Feuilleton.

Das geflügelte Rad.

1] Roman von Hermann Heinrich.

Nachdruck verboten.

Auf der Brücke, welche in Berlin über den Rangirbahnhof der Anhalter Bahn führt und das Tempelhofer Feld mit dem Terrain der Caserne des Eisenbahn-Bataillons verbindet, stand ein Mann von hoher und kräftiger Gestalt. Das hohe Brettergeländer der Brücke, das jedem Menschen von gewöhnlicher Größe den Ausblick auf den darunterliegenden Bahnhof verwehrt, war für ihn kein Hinderniß. Fast bis zur halben Brust überragte er das Geländer und schaute suchenden Auges in die Tiefe. Von unten ertönte das Aechzen und Stöhnen der rangirenden Züge. Die durchfahrenden Locomotiven trieben den schwarzen Dampf durch alle Ritzen und Fugen der Brücke und hüllten den Zuschauer zeitweise in dichte Wolken ein. Es war an einem Sonntage gegen Abend. Die Sonne war bereits zwischen der Eisenbahncaserne und dem ferner liegenden Schöneberg hinabgesunken und nach der Hitze des Julitages machte sich die angenehme Kühle des nahenden Abends geltend. Das Tempelhofer Feld war belebt von Menschen. Junge Leute trieben im Tricotanzuge in den Farben ihres Clubs muntere Spiele; Kinder und Erwachsene sahen dem anregenden Treiben zu und mischten ihre lauten Zurufe in das fröhliche Jauchzen der Spieler. Ueber die Brücke eilten Soldaten von der nahen Caserne in ihren glänzenden Sonntagsuniformen einzeln oder in größeren Trupps den Vergnügungslocalen zu, deren Tanzmusik lockend aus der Ferne herüberklang.

Gustav Rollmann stammte aus Pommern. Von seinen armen Eltern hatte er nichts geerbt als die riesige Gestalt und eine unermüdliche Arbeitslust, ein Capital, das hinreichte, ihn zu ernähren. Nach dreijährigem Dienst bei den Gardekürassieren war es ihm geglückt, eine Anstellung als Schmied — er hatte das Handwerk gelernt — in der Central-Werkstätte der Anhalter Bahn zu erhalten. Dann hatte er sich mit einem Mädchen verheirathet, das ebenso arm, gesund und fleißig als er selbst war, und in Arbeit und Zufriedenheit waren ihm die Jahre dahingegangen. In der Werkstätte wurden ihm die schwersten Arbeiten zuertheilt. Er galt als der Stärkste, und es war ihm eine Ehrenpflicht, die auf seine Kraft gesetzten Erwartungen bei jeder Gelegenheit zu erfüllen. Zu Hause war er ein ebenso zärtlicher als glücklicher Gatte und Vater, und wenn er an dem Tische saß, den seine Trude ihm gedeckt hatte, wenn er mit Karlchen, seinem einzigen Kinde, spielte oder mit Weib und Kind des Sonntags durch den Grunewald streifte, dann regte sich kein Wunsch weiter in seiner Brust. Der Gedanke, daß es außer seinem Glücke noch ein schöneres, höheres Glück in der Welt geben könnte, war ihm fremd. Mitten in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, wo Glanz und Reichthum der Welt so leicht die Augen der Menschen blenden und wilde Begierden in ihrer Brust entfachen, hatte er für das Jagen nach Gütern und Ehren kein Verständniß. Er war glücklich, denn er war zufrieden.

Und dennoch war sein Glück noch einer Erweiterung fähig. Eines Sonntags erschien in seiner Wohnung ein junger Soldat vom Eisenbahnregiment. Mittelgroß und breitschultrig stand er in der sauberen, kleidsamen Uniform vor Gustav und reichte ihm wie einem alten Bekannten freundlich die Hand. Einen Augenblick sah Gustav forschend in das gutmüthig lächelnde Gesicht des jungen Mannes; dann rief er erfreut: „Landsmann! Schütze-Robert! Willkommen in Berlin!" Robert war des Nachbars Sohn aus Gustav's Heimath. Als dieser vor etwa zehn Jahren die Heimath verlassen hatte, war Robert noch ein Knabe gewesen, und jetzt stand er als ein kräftiger, schmucker Soldat vor dem freudig erstaunten Landsmann. Die freundliche Aufnahme that Robert wohl. Er kam auf Gustav's Einladung wieder und wieder, und bald war der junge Eisenbahner durch ein inniges Freundschaftsband mit der Familie Gustav's verknüpft. Als seine Militairzeit um war, fühlte er keine Sehnsucht nach den Tagelöhnerdiensten der Heimath. Er erhielt durch Gustav's Vermittelung eine Anstellung als Arbeiter auf dem Anhalter Bahnhofe und ging zu seinem Freunde in Kost und Schlafstelle. Er gehörte nun zur Familie, und Gustav fühlte eine leere Stelle in seinem Herzen, wenn der um sechs Jahre jüngere Freund nicht da war und wenn er sich mit ihm nicht in der plattdeutschen heimathlichen Mundart unterhalten konnte.

Und Robert war es, den seine Augen suchten, als er heute über das hohe Geländer der Brücke hinabsah. Während Trudchen mit Karl dem Ballspiel der bunten und schnellfüßigen Tricotmänner in der Ferne zusah, war Gustav zur Brücke gegangen, um den jungen Freund zu sehen und ihm womöglich einen Gruß hinabzuwinken.

Lange sah er in das Getriebe der hin- und herfahrenden Wagen, ohne Robert entdecken zu können. Er ging auf der Brücke ein Weilchen auf und ab, machte dann einen Umweg über das Tempelhofer Feld, wo er sich überzeugte, daß Frau und Kind noch auf demselben Platze standen, und kehrte zur Brücke zurück. An dem niedrigen Geländer, das sich von der Brücke nach der Seite hinzieht, nahm er Aufstellung, und nun auf einmal sah er Robert auf dem nächsten Schienenstrange. In blauer Blouse und mit geschwärztem Gesicht stand Robert da. Er war mit der Kuppelung der Wagen beschäftigt. Zwischen den Puffern eines Wagens stehend, hielt er die Kuppelung in der Hand, um sie dem anfahrenden Wagen anzuhängen. Mit Aufmerksamkeit sahen seine Augen in die Ferne. Da rasselte der Wagen, von einer Maschine gestoßen, heran. Enger und enger wurde der Raum zwischen den vier Puffern. Aber noch ehe sich dieselben berührten, hatte Robert mit sicherer Hand die Oese der Kuppelung in den Haken des anfahrenden Wagens gehängt und somit die Verbindung hergestellt. Krachend prallten die Puffer zusammen, um ebenso schnell wieder auseinanderzufahren. Ein Aechzen und Krachen ging durch die ganze Wagenreihe, die nach dem heftigen Stoße sich eine Weile hin und herbewegte. Aber schon hatte Robert seinen Platz verlassen. Bei dem heftigen Zusammenstoße der beiden Wagen hatte er sich schnell gebückt und, mit der Behendigkeit einer Katze unter den Puffern hindurchkriechend, sicheren Boden gewonnen. Jetzt richtete er sich auf. Zufällig begegneten seine Augen dem Blicke des Freundes auf der Höhe des Dammes. Flüchtig winkte er einen Gruß hinauf, denn verweilen durfte er nicht. Schnell eilte er weiter, um die Kuppelung noch so oft zu vollziehen, als neue Wagen dem Zuge angefügt werden sollten.

Gustav hatte den Vorgang mit größter Spannung und mit Herzklopfen beobachtet. Schon oft hatte er der Arbeit der Kuppler flüchtig zugesehen, ohne etwas Besonderes dabei zu denken. Jetzt aber, als er den Freund zwischen den Puffern und den sich hin und her schiebenden Wagen sah, fiel ihm auf einmal ein, daß diese Arbeit eigentlich höchst gefährlich sei. Ein unvorhergesehener Zufall, ein Versehen des Kupplers, ein im Wege liegendes Steinchen konnte den Arbeiter zu Fall bringen, und dann — dann gingen die Räder der Wagen zermalmend über ihn hinweg. Ein Schauer überlief Gustav bei dem Gedanken, daß man seinen Freund vielleicht einmal verstümmelt, todt zu ihm ins Haus bringen könnte. Und da fiel ihm ein, daß Unglücksfälle dieser Art schon wiederholt vorgekommen waren. Man hatte darüber nicht viel gesprochen und weiter kein Aufhebens davon gemacht. Es hatte Jeder mit sich und seiner Arbeit zu thun, und welche Theilnahme sollte man auch mit dem Schicksal eines wildfremden Menschen haben. „Wer war es?" — „Der und Der." — „Der arme Kerl!" Das war der Nekrolog, der dem Verunglückten hin und wieder gehalten wurde. Er wurde nach Hause gebracht und von den Seinigen begraben, und in der nächsten Stunde schon war sein Platz von einem neuen Arbeiter besetzt.

Andere Gedanken waren es, die Gustav jetzt bewegten. Er fühlte, daß es ihm sehr nahe gehen würde, wenn Robert ihm auf solche entsetzliche Weise entrissen werden sollte. Er war beunruhigt von der beständigen Lebensgefahr, in welcher der Freund schwebte, und er nahm sich vor, für eine andere Beschäftigung Sorge zu tragen. Noch sah er mit bangem Herzen dem Rangiren der Züge zu. Hin und wieder erschien Roberts breite, kräftige Gestalt zwischen den Schienensträngen, um schnell wieder inmitten der Wagenreihen zu verschwinden. Endlich verlor ihn Gustav ganz aus den Augen. Gustav wandte sich ab. Das Rumoren der Züge war ihm plötzlich eine unglückverheißende Musik geworden, die sein Herz mit banger Ahnung erfüllte. Ein vorübersausender Personenzug hüllte ihn auf einige Augenblicke in schwarzen Dampf. Schnell wandte er sich dem Felde zu. Aufathmend sah er den blauen Himmel über sich, hörte er das freudige Rufen der Spieler, sah er das bunte Bild der sonntäglich gekleideten Spaziergänger. Die alle wußten nichts von der Lebensgefahr ihrer armen schmutzigen Mitmenschen da unten auf den Schienen.

Die Sonne war inzwischen untergegangen. Es dunkelte, und die Menschen, welche bis jetzt das weite Feld belebt hatten, gingen nach Hause. Trudchen kam mit Karl ihrem Manne entgegen. Mit freudigem Jauchzen streckte der Kleine seine Arme zum Vater empor, der ihn aufhob, ihn küssend an sich drückte und nach Hause trug. Karlchen plauderte lebhaft und erzählte dem Vater von den bunten Männern auf dem Felde, wie sie die Bälle mit den Füßen emporgeschlagen und mit den Händen aufgefangen hätten. Einem kleinen Jungen sei ein Ball an die Brust geflogen und er sei sehr erschrocken gewesen und habe laut geschrieen. Der Vater, der sonst so gern mit dem munteren Knaben scherzte, schwieg heute. In sich gekehrt, ging er an der Seite Trudchen's über das Feld, der Brücke zu. Hier erhob der Kleine ein erneutes Jauchzen. Die Lichter auf dem Bahnhofe waren angezündet und beleuchteten in der Nähe und der Ferne mit weißem und rothem Scheine das Bahnhofsterrain. Ganz weit hinten erhob sich stolz und majestätisch mit mächtigem Bogen die Einfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes, deren hohe Bogenfenster durch das bläuliche, elektrische Licht hell erleuchtet waren. Das Ganze glich einer großartigen Illumination und erfreute durch seinen reichen Glanz nicht allein die Augen des Kindes, sondern auch das Herz des Erwachsenen. „Die Lichter, die Lichter!" rief Karlchen. „Großartig!" sagte Trudchen wiederholt. „Nicht wahr, Gustav?" „Ja, großartig!" wiederholte Gustav mechanisch, indem er theilnahmlos in das Lichtermeer hinausstarrte. Seine Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftigt. Sie gingen weiter, an der Caserne vorbei, aus deren Fenstern rauchende Soldaten schauten und die Töne einer Harmonika herausklangen, längs der Mauer des Matthäikirchhofes den Berg hinab und durch die nur zum Theil bebauten neuen Straßen in die breite und prächtige Bülowstraße hinein. Ein großes Haus mit reich verzierter Front nahm sie auf. Sie gingen über den Hof, stiegen vier Treppen im Hintergebäude empor und traten in ihr einfaches,

SLUB
Wir führen Wissen.